



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 10.

Donnerstag, 13. Januar

1927.

Strandgut.

(6. Fortsetzung.)

Roman von W. Fied.

(Nachdruck verboten.)

Als es Zeit wurde, Doralias für den Konfirmandenunterricht anzumelden, fuhr Asta selbst mit ihr nach Bollingen zu Pastor Dennert. Sie fanden den alten Herrn, der ein großer Blumenfreund war, im Garten, beschäftigt, sein Tulpenbeet umzugraben; die während des Sommers in trockener Dachkammer sorgsam verwahrten Zwiebeln standen im Korbe daneben.

„Wie nett das aussieht. Wenn ich doch mal graben dürfte, Herr Pastor“, sagte Doralias. Sie trug ein kurzes, dunkelblaues Kostüm mit gleichfarbiger Samtmütze und sah schon ganz entwickelt und damenhaft aus.

„Das dürfen Sie gern, Doraliaschen“, lachte der alte Herr und schon fuhr der Spaten mit Zug und Schwung in die Erde, flog die braune Erdscholle herum. Mit jedem Mal ging es sicherer. Doralias riß die weißen wachseledernen Handschuhe ab und grub, als ginge es ums liebe Brot.

Unterdessen erzählte Asta dem Pastor von ihren Mutterjahren, von Doraliases schwieriger Natur und von der Art geistlicher Beeinflussung, die sie für ihr Kind am geeignetsten halte; wenig Dogmen, aber viel Anregung des Herzens und des Gemütes. Der alte Herr sah nachdenklich zu Doralias hinüber, die sich auf die Arbeit gestürzt halte, wie einst der hungrige Esau auf das Linsengericht und sagte trocken, mitten in Aastas psychologische Betrachtungen hinein: „Geben Sie dem Kind was zu tun, gnädiges Fräulein.“

„Aber ich versichere Ihnen, sie hat Arbeit genug. Fräulein Werned läßt sie keine Stunde des Tages unbeschäftigt. Ich wüßte nicht, was sie noch mehr tun sollte.“

Wieder streiften des Pastors Blicke das Beet, das mit Riesenschritten seiner Vollerfüllung entgegenging.

„Der weise Strach spricht: „Es mag nicht jedermann einerlei Speise.“ Das gilt auch von der Arbeit. Selbst von so schönen Arbeiten wie Kerbschnitt und Ochi und Brandmalerei und was junge Damen so zu betreiben pflegen.“

„Versteht sich Sie recht, ich sollte Doralias graben und harken lassen? Damit geriete sie in die Gesellschaft der Dienstboten. Das wäre viel zu gefährlich und würde außerdem ihre Stellung als Kind unseres Hauses ganz untergraben.“

Der Pastor war über diesen Punkt anderer Meinung, und der alte Landwirtssohn und die alte Aristokratin stritten darüber hin und her, ohne daß einer den anderen überzeugt hätte. Jetzt kam Doralias gelaufen mit roten Backen und blanken Augen.

„Das Beet ist fertig, Herr Pastor. Haben Sie nicht noch eins?“

„Macht Ihnen das soviel Vergnügen?“

„Schrecklich viel. Da steht man doch, was ich gemacht habe. Wenn ich aber den ganzen Morgen die punischen Kriege gelernt habe, so merkt kein Mensch was davon, und schließlich weiß ich sie selbst nicht einmal.“

„Es gibt aber auch noch anderes als die punischen Kriege“, meinte der Pastor belustigt, aber Doralias, durch Aastas Gegenwart in Schach gehalten, sagte nur

„Oh —“ in einem Ton, der besagen konnte: „Das andere ist auch nicht viel besser.“

In dieser Zeit fragte Karl-Otto seine Schwester einmal, was sie eigentlich aus Doralias zu machen beabsichtige. „Nun, in erster Linie einen brauchbaren Menschen“, sagte sie in dem lehrhaften Ton, den sie unbewußt von Fräulein Werned angenommen hatte.

„Auf welchem Gebiet? Unser „Hühnerficken“ und Peter Johannsen sind beide in ihrer Art auch sehr brauchbare Menschen“, sagte er augenzwinkernd. Peter Johannsen war der alte Kuhfütterer.

„Du hast manchmal eine unangenehme Art, ernsthaft Dinge ins Lächerliche zu ziehen“, erwiderte sie gekränkt.

„Bewahre. Absolut nicht. Ich finde nur, wenn man einen Gaul anspannt, muß man doch ungefähr wissen, wo man mit ihm hin will. Daher erlaube ich mir die Frage, was du mit dem Restvogel vorhast.“

„Immer noch das dumme Wort. Ich dachte, das hätte sich endlich ausgelebt. Ich hoffe, Doralias eine Reihe von Jahren als meine Gefährtin und Freundin bei mir zu behalten, und später — nun ja, später, nehme ich an, daß sie sich verheiraten wird.“

„Mit wem?“ fragte Karl-Otto trocken. Sie wird zu unseren Kreisen immer nur in sehr losen Beziehungen stehen, glaub' mir das. Man wird um beinetzwillen höflich und freundlich gegen sie sein, aber weiter auch nichts. Denke um Himmelswillen nicht, daß du sie mit einem Standesgenossen verheiraten willst. Ich würde mir, offen gestanden, ein Fräulein Kalumeit mit ostgalizischen Vorfahren auch nicht aussuchen.“

„Das liegt ja alles noch im weiten Felde, wir brauchen uns heute noch nicht darüber zu ereifern“, sagte Asta in abschließendem Tone, aber wenn sie ganz ehrlich gegen sich war, mußte sie sich gestehen, daß „ihr Kind“ sie ein wenig enttäuscht habe. Nur selten hatte sie so etwas von Mutterglück genießen können, es war eben alles nicht so geworden, wie sie erwartet hatte. Wie kam das nur? War's etwa auch hier so, daß die Natur das echte Gold nur mit eigener Hand verschonen will und des Alchimisten spottet, der es in der Retorte herstellen möchte? — — — — —

Als Doralias konfirmiert war und in ihr sechzehntes Jahr ging, wurde Fräulein Werned entlassen. Sie wünschte es selbst, denn ihres Zögling's Aufnahmefähigkeit für geistige Speise schien erschöpft. In den letzten Wochen hatte sie ihr noch Vorträge gehalten über die Präraphaeliten und Michel-Angelo, über die Göttliche Komödie, die Ilias und den Parzival und konnte sich sagen, daß sie ihre Schuldigkeit bis an die Grenze des Möglichen getan habe. Raum war der Wagen, der sie zur Bahn bringen sollte, vom Hof, so packte Doralias sämtliche Schulbücher in eine Kiste, legte den Deckel auf, schlug jeden Nagel mit rachsüchtigem Vergnügen ein und trug sie in die hinterste Ecke der hintersten Bodenkammer.

„So. Sanft ruhen eure Gebeine.“ — — — — —

Eines Tages veranstaltete Asta einen Fünfuhrtee, zu dem sämtliche Damen der Umgegend geladen waren. Bei dieser Gelegenheit erschien Doralias zum erstenmal

im Salon, und Fräulein von Castett bemerkte, daß sie sich demnächst erlauben werde, mit ihrer nunmehr erwachsenen Pflgetochter Besuche zu machen. Daraufhin wurden an Doralias einige unverbindliche Worte gerichtet, aber die Zustimmung blieb lau und förmlich, und ein Unterton von Befremdung klang durch. Irma von Ziesner und Annelin von Freyershausen waren ebenfalls anwesend. Irma besuchte die Studienanstalt in der Landeshauptstadt. Die um zwei Jahre ältere Anna war kürzlich aus einer Genfer Pension zurückgekehrt und von einem hauch kühlen Weltamentums umwittert. Sie hatte schon ein paar Bälle besucht und sprach davon, daß sie im nächsten Winter die Saison in München mitmachen werde. Mit ihr, wie mit der lernbegeisterten Abiturientin wußte Doralias gleich wenig anzufangen. Es blieb bei einem kümmerlichen Frage- und Antwortspiel. Immerhin war Asta mit dem Ergebnis des Tages nicht unzufrieden. Doralias schien zumindest nicht mißfallen zu haben, aber die Baronin Freyershausen sagte auf der Heimfahrt: „Das Mädchen soll absolut lanciert werden, aber ich lasse mir niemand aufdrängen. Steher will ich auf die gute Castett ebenfalls verzichten. Abirgens hat sie in früheren Jahren die Einladungen zu Bällen und größeren Festlichkeiten abgelehnt, so ist es nicht auffällig, wenn wir sie jetzt auch übergehen.“

Im Laufe des Sommers litt Asta häufig an nervösem Kopfweh und der Hausarzt verordnete Seeluft. Auf diese Reise sollte Doralias mitgenommen werden, um bei Gelegenheit ein wenig von der Welt kennen zu lernen. Fräulein von Castett verabscheute allerdings die großen Badeorte mit ihrem Eitelkeitsmarkt und entschied sich für Sprottendorf, das immer einen gewissen stillen, vornehmen Charakter bewahrt hatte, und im Rufe einer leichten Exklusivität stand. Die kleine Fremdenpension, in der sie abstieg, war auch nur von älteren ruhebedürftigen Leuten besucht. Mit einigen von diesen, größtenteils Standesgenossen, befreundete sie sich, sah mit ihnen in der „Sandkühle“ oder in der gedeckten Veranda des Hotelgartens, in dem gerade die Kurmusik spielte, während Doralias nebenher zappelte wie ein kleiner Terrier an der Leine.

Die Stimme des Meeres sagte ihr nichts. Sie kannte noch keinen Schmerz, den das Auf und Ab der Wogen hätte zur Ruhe lullen können, und wären die neuen Kleider nicht gewesen, die anzuziehen immerhin Vergnügen machte, so hätte sie es in Sprottendorf fast ebenso langweilig gefunden wie in Hohenwarden.

Eines Tages redeten zwei junge Mädchen sie am Strande an — Schwestern, waschechte Großstädterinnen. Red, zielbewußt und hypermodern von innen wie von außen.

„Sie sind uns schon lange aufgefallen“, sagte die Älteste, „und wir hatten uns vorgenommen, Ihre Bekanntschaft zu machen, wenn wir Sie einmal ohne Ihren Bauwau trafen. Warum sieht man Sie nie mit jungen Menschen? Weshalb irren Sie immer so allein umher? Machen Sie Verse oder haben Sie 'ne unglückliche Liebe? Dann will ich Ihnen sagen, daß das gänzlich aus der Mode ist.“

Doralias lachte. „Behüte, aber ich glaube, Tante Asta hat mal so was gehabt.“

„So was“ ist gut. Nun, das muß lange her sein. Ich habe aber doch recht gehabt, die alte Dame, mit der man Sie immer sieht, sei eine Tante. Ich sehe es den Frauen gewöhnlich an, ob sie den ganzen Kursus des Lebens und der Liebe absolviert haben oder ob sie alte Jungfern sind. Ich spüre da immer eine gewisse psychische Verkrüppelung.“

Doralias lächelte verlegen, weil sie im gleichen Tone nichts zu erwidern vermochte. Aber die hübsche, feise Sprecherin imponierte ihr. Und es war endlich mal ein junger Mensch.

„Es gehört sich wohl so, daß wir uns vorstellen“, fuhr das lustige Mädchen fort — „Hilde und Gerda Berhövede, und um den vertrauenswürdigen Eindruck unserer Persönlichkeit zu unterstützen, will ich noch ver- raten, daß unser Vater Staatsanwalt ist.“

„Sind Sie mit ihm zusammen hier?“

„O bewahre. Der Vater familias ist ein Juwel, aber

allein ist man ungenierter. Doch nun Sie, kleines Fräulein, wie ist Ihr Nam' und Art?“

„Ich heiße Doralias Kallmeit und meine Tante Fräulein von Castett.“

„Schön. Macht 'nen guten Eindruck. Abirgens habe ich der Dame das Feudale schon von weitem angesehen. Wie ist's, wollen wir uns nicht irgendwo niederlassen? Aber nicht wie alle Kinder und Greise in einer Sandkühle, sondern wie ein paar Möven auf dem Geländer des Landungsfieges.“

Dort balancierten sie dann so recht hübsch auffällig, und vielleicht war das auch gerade beabsichtigt. Die beiden Schwestern plauderten unablässig, und Doralias, der eine derartige Beweglichkeit noch nicht vorgekommen war, fand alles, was sie sagten, bewunderungswürdig.

Fortsetzung folgt.

Blas schleppt der Tag ...

Blas schleppt der Tag und müd' sich hin,
Die Berge drohen grauerhangen,
Und fröstelnd geht ein großes Bangen
Durch Feld und fahles Wiesengrün.

Schwarz steht der Wald wie eine Wand,
Die Welt liegt still und abgeschlossen
Und hat doch nichts von jenem Frieden,
Der lösend allen Schmerz entspannt.

Da glimmt im Tale auf ein Licht
Und will die grauen Schatten trinken,
So tröstlich ist sein helles Blinken
Wie eine neue Zuversicht.

Rotte Fiedler.

Das Gold der Wünschelrute.

Von Friedrich Dietert (Wallenstein).

Am die Jahrhundertwende war die Wünschelrute noch in Deutschland ein Kräutlein Rühr-mich-nicht-an. Die Wissenschaft und Technik leugneten a priori, obwohl von Tristan in Frankreich 1826 und später in England die „Society for psychical research“ (Prof. Barrett) einwandfrei die Tatsachen des Phänomens festgestellt hatten. Und was vor etwa 70 Jahren Reichenbach bei seinen Experimenten fand und an Theorien aufstellte, findet heute durch die immer intensivere Strahlenforschung (seit Röntgen, Mad. Curie, Becquerel, Blondlot, Rutherford, Godel, Wulf), die ein neues ungeheures Gebiet zu erschließen beginnt, seine Bestätigung.

Mit den Versuchen des Landrats v. Bülow-Bohlkamp kam die Sache 1902 in Fluß. Der Geh. Admiralsratsrat v. Franzius, der Direktor der Kieler Werft, griff sie auf und mit den Erfolgen des Landrats v. Uslar, der 1908 aus Deutsch-Südwest nach 24-jähriger erfolgreicher Wünschelruten-tätigkeit zurückkehrte, wobei er an 800 Stellen Wasser feststellte, das die Geologen verneint hatten, hörchte alle Welt auf. Franzius war es auch, der 1911 in Hannover die erste Wünschelrutentagung der Rutengänger und Anhänger des Problems veranstaltete, die dann zur Gründung des Verbandes zur Klärung der Wünschelrutentage führte, dem 1918 in Österreich ein gleicher Verband folgte. Auch ein internationaler Verein der Rutengänger bildete sich. Seit einem Jahrzehnt, nachdem im Weltkrieg, besonders in der Wüste Sinai (durch den damaligen Major v. Graeve) durch die Wassererschließungen der Rute Bahnbau und das Vordringen der Truppen ermöglicht wurden, nachdem bereits 1911 der preussische Eisenbahnminister in einem amtlichen Erlaß die Direktionen angewiesen hatte, bei Brunnenbauten auf Bahnhöfen usw. die Wünschelrute wegen ihrer Billigkeit und Zuverlässigkeit zu bevorzugen, ist die Angelegenheit in ein ruhigeres Fahrwasser gelangt. Die Wünschelrutengänger arbeiten mit immer steigendem Erfolge, und die Wissenschaft ist bemüht, das Phänomen zu klären.

Der anerkannt befähigste und erfahrenste Rutengänger der Welt ist der in Gernrode (Harz) ansässige Edler von Graeve, der 1907 durch Franzius auf die Wünschelrute aufmerksam wurde und auf seinem damaligen ostpreussischen Gute Versuche anstellte, bei denen er seine eigentümliche Begabung entdeckte. Er hat dann seine Fähigkeiten zunächst privat und bei Freunden ausgetübt und erprobt, um seit 1911 ganz sich der Wünschelrutenforschung hinzu-

geben, wobei er in allen Erdteilen außer Australien Mutungen mit der Rute anstellte. Vor kurzem hat er bedeutende Entdeckungen in Eisenach und auf der Wartburg (bei den berühmten Gressen) gemacht, in Bad Grund die verlorenen vergangene heiße Therme wiedergefunden, im Vorjahr in Bad Tölz das verlorene Jod neu gefunden und hat mit dem Ausbau des Ottobades in Gernrode, dem einzigen Seebade im Harz und dem einzigen Mineralfrischschwimmbad in Deutschland, das zu einem von Oberhausen täglich besuchten Badebad geworden ist, seine Wünschelrutentätigkeit mit einem Meisterwerk gekrönt, dessen Bilder durch alle Welt gegangen sind.

Mir war es vergönnt, nicht nur v. G. des öfteren bei seinen hochinteressanten Arbeiten zu beobachten, sondern auch sein umfangreiches Archiv und statistisches Material zu prüfen, das wertvolle Aufschlüsse über den wirtschaftlichen Wert der Wünschelrute gerade in der heutigen Zeit gibt. Bei der immer enger werdenden Besiedelung spielt die Wasserfrage heute eine sehr große Rolle. Und vor allem die Frage, wie teuer sich die Erbohrung eines Brunnens stellt. Denn die Kostenfrage ist für die Gemeinden, denen Etatbalancierung sowieso schon ein Kunststück ist, und für die steuerverschwendenden Wasserverbraucher, für Industrie und Landwirtschaft von hoher Bedeutung. Und hier ist allerdings, wie schon Georg Rothe in seinem bei Diederichs 1910 erschienenen Werk über die Wünschelrute — die erste sachliche und wissenschaftliche Erörterung des Problems — betont, „zur Feststellung unterirdischer Quellwasser die Wünschelrute in der Tat das sicherste Mittel, das wir zurzeit kennen“.

Die Wünschelrute ist in der Lage, schon in ganz geringer Tiefe, zuweilen schon in 8 bis 10 Meter, durchschnittlich in 30 bis 50 Meter Tiefe sogenannte Wasseradern, die sich in Gesteinsverwerfungen finden, festzustellen und bei sachgemäßer Erbohrung, bei der der Rutengänger unbedingt die Kontrolle haben muß, genügend Wasser für den jeweiligen Bedarf zu finden. So zieht neben den Eisenbahnverwaltungen die Landwirtschaft, die Zuckerindustrie, die Zellstoffindustrie usw. jetzt regelmäßig die Wünschelrute zu Rate, um zweckmäßig sofort an der richtigen und auch für den Gebrauch bequemsten Stelle Wasser zu erhalten. Ebenso sind es viele Gemeinden, deren Wasserleitungen versiegen oder ungenügend Wasser liefern. München hat sogar den ersten amtlichen Rutengänger dauernd angestellt, der bei vorkommenden Wasserrohrbrüchen mit der Rute die Bruchstelle feststellt und dadurch das kostspielige Suchen und Aufreißen des Pflasters an falschen Stellen vermeidet. Aus dem großen, mir v. Graene vorliegenden Material, das von rund 2300 Orten die Mutungen- und Bohrerergebnisse verzeichnet und sehr gewissenhaft geführt ist, habe ich etwa 90 Prozent Erfolg ersehen. Die Erfahrung eines Rutengängers spielt natürlich für die Zuverlässigkeit seiner Feststellungen, vor allem für die Beurteilung des Rutenauslasses eine große Rolle.

Abgesehen vom Wasser, das an erster Stelle steht, wird aber die Rute, wie schon im Mittelalter im Bergbau, heute vielfach wieder zur Erforschung der Bodenschätze herangezogen, insbesondere von Kohle und Kali. Sie find das Gold, das die Wünschelrute heute hebt und das so unendlich wichtig für uns ist. Aber auch Erzadern zeigt die Rute an, und noch so manches ruht im Schoße der Erde verborgen, das nur der Hebung harret. So hat kürzlich bei einer weitläufigen Begehung in Bad Grund, der ich beiwohnte, v. G. bei der berühmten Iberger Tropfsteinhöhle sowohl Hohlräume unter und über der Höhle festgestellt als auch Eisenerz- und Silbererzgänge neben Mineral- und Sulfwasser. Besonders interessant waren hier die Ausführungen des Forschers über die Schätze, die seiner Ansicht nach noch ungehoben im Harz liegen, da die eigentlichen Erzlager nur am Rande erfasst seien und der eigentliche Kern noch ungerührt sei. So sollen sich in einem großen Zuge von Osten nach Westen, von der Reudorfer Silberhütte bei dem über dem ibyllischen Sessetal liegenden Städtchen Saragorode bis Grund unerfaßte Erzgänge hinziehen. Es war schon einmal von einem nahezu amerikanischen Projekt die Rede, in der Quecksilbergrube gegen einen Stollen gegen die vermuteten Gänge vorzutreiben. In einem Augenblick, wo man eine Brücke über den Pazifik errichtet, ist auch ein derartiger Plan keine Phantasie mehr, zumal bei der immer mehr vordringenden Strahlentforschung die Wünschelrute gänzlich das Mäntelchen der Mystik verloren hat. Allerdings wird wohl bei dem Phänomen des Rutenauslasses (auf die Holzrute reagierten 10 Prozent aller Menschen, die praktische Begabung des Quellen- und Erfinders ist aber nur sehr wenigen zu eigen) immer noch ein ungeklärter Rest bleiben, wie schon 1694 Wille in seiner berühmten Abhandlung des wichtigsten alten Wertes über die Wünschelrute von Vallemont betonte.

Haß ist Vergendung.

Von Frank Crane (New York).

(Übersetzung von Max Hasek.)

Sier eines der feinsten Worte über den Haß. Es ist von Baudelaire. „Der Haß ist ein kostbarer Saft, ein Gift, teurer als das der Borgia, denn es ist aus unserem Blut gebraut, aus unserer Gesundheit, aus unserer Schlaf — und aus zwei Dritteln unserer Liebe.“

Baudelaire nennt den Haß mit Recht ein Gift. Ja, es ist von allen Giften, die in unserer Seele wohnen, das fäulnisserregendste, das wie Dese gärt und schäumend zu Kopfe steigt. Darum sollten wir, wenn wir einen Menschen wirklich hassen, ihn zu sehr hassen, um ihn zu hassen. Das heißt, wir sollten ihm nicht das Vergnügen gewähren, uns unglücklich zu machen.

Haß ist pure Vergendung. Er lobt sich nicht. Er erschöpft unsere Lebenskräfte und gibt uns gar nichts dafür.

Warum sollte ich meinem Feinde gedenken, mir den Schlaf zu rauben? Warum sollte ich mir seinethalben Gedanken machen, die wie schwarzer Kaffee am späten Abend mir eine „weiße Nacht“ schaffen? Nein, ich will ihm unbequemer sein und meinen Gleichmut nicht verlieren. Ich werde jedes Gefühl gegen ihn beiseite tun, und wenn es mich einen so starken Willensakt kosten sollte wie der Trinker ihn nötig hat, um das volle Glas zurückzuweisen.

Ein Wort Emersons, das er von Lincoln sagte: „Sein Herz war weit wie die Welt und doch war kein Platz in ihm für das Gedächtnis an ein Unrecht!“

Dies ein Ideal von Mannhaftigkeit, die sich durch ihre Größe von der Selbstqual der Rache befreit.

Beitflug praktisch sprach Paul Murton es aus. Auf die Frage, ob er ein ihm angehanes Unrecht vergelten wolle, antwortete er: „Ich bin zu sehr beschäftigt. Ich habe keine Zeit dazu!“

Verzicht auf Rache und Vergeltung gewährt doppelten Triumph: den über den Feind und den über sich selbst.

Dr. Holmes nennt den Vorstreit „das hydrostatische Paradox des Narren“. Wie das Wasser in einem schmalen Röhrchen sich bis zur gleichen Höhe erhebt wie jenes im großen Reservoir, mit dem es verbunden ist, so hebt du den Narren, mit dem du Worte wechselst, auf deine Ebene. „Und“, so fügt Dr. Holmes hinzu, „der Narr weiß es!“

So könnte Ärger, Haß und alle Erregung über und gegen Übeltäter „das hydrostatische Paradox der Bosheit“ genannt werden. Denn wegen dessen, der uns Ables gelan hat, böses Blut bekommen, heißt sich auf seine Ebene hinab begeben und das Gebräu Satans mit ihm teilen.

Haß zerstört, Liebe baut auf.

Jedes Morgengefühl reißt etwas in uns nieder, jedes Gefühl der Liebe härtet unsere Lebensfaser. Im ganzen animalischen Leben ist die Liebe der schöpferische Instinkt, sucht der Haß die Vernichtung. Und nirgendwo leuchtet die klare Weisheit Jesu herrlicher als in dem Worte: „Liebet eure Feinde!“ Und er war der Täter dieses Wortes.

○○○ Scherz und Spott ○○○

Der verlorene Sohn. Der Prediger, der seiner Gemeinde die tiefe Gefunkenheit des verlorenen Sohnes deutlich vor Augen führen will, sagt: „Ein Bursche verließ sein Vaterhaus mit guten Vorsätzen, aber kam in schlechte Gesellschaft. Er verlor seinen Mantel, um Geld für seine Vergnügungen zu erhalten; dann verlor er auch seinen Rock und seine Weste. Aber da er immer wieder Geld brauchte, verlor er seine Beinkleider, seine Unterhosen und sein Hemd. Dann kam er zu sich.“

Laßt alle Hoffnung fahren! Die Freunde fanden ihn, wie er ziellos durch die Straßen irrte mit einem geschwollenen Auge und einer Lücke in den Vorderzähnen. Mitleidig nahmen sie ihn unter den Arm und setzten zu ihm: „Komm, alter Junge. Wir wollen dich nach Hause bringen zu deiner Frau. Die wird dich pflegen.“ — „Nur das nicht“, stöhnte er, „von der hab' ich ja die Dinger gekriegt!“

Einmal und nicht wieder. „Ich habe nur ein einzigesmal in unserer zehnjährigen Ehe ein böses Wort gesagt.“ — „Das ist aber erstaunlich.“ — „Nicht so sehr; betrachten Sie diese Narbe hier an der Stirn.“

Unmoralisch. „Ich heirate nur ein hübsches Mädel und eine gute Köchin.“ — „Das geht nicht, mein Lieber, Bigamie ist verboten.“

Guter Rat. „Dann“, weckt Frau Meier ihren Mann nachts um 1 Uhr auf. „Ich denke, es ist eine Maus im Zimmer.“ — „Dann denk' dir auch noch 'ne Rake“, erwidert er schlaftrunken.



Des Kleingärtners Tagewerk im Januar

Wenn mildes Wetter den Frost gebrochen, dann sehen wir uns auch nach unserem Garten, um Umschau nach unseren Lieblingen zu halten. Dann gibt es gleich mancherlei zu ordnen und auszubessern. Die vom Winde verwehten Bedeckungen der Stauden sind von neuem darüber zu legen. Vom Froste gehobene Pflanzen werden angedrückt. Kistkästchen sind nachzusehen, ob sie noch festhängen. Etwaige Lücken im Gartenzaune müssen ausgebessert werden, um die Hasen abzuhalten.

Die Obstbäume können noch ausgeputzt und gelichtet, das Zwergobst und die Spalierbäume geschnitten werden. Losgerissene Baumbänder müssen von neuem befestigt werden, damit sich die Stämmchen nicht am Pfahle reiben. Es entstehen sonst leicht Wunden, die dem Baume gefährlich werden können. Gelreifer können noch geschnitten werden; sie sind auf der Nordseite einer Mauer oder eines Bretterzaunes einzuschlagen.

Bei den Baumarbeiten vergesse man nicht Umschau nach den Schädlingen zu halten. So sind die Rauennester des Goldastfers, erkennlich an den zusammengewickelten Blättern an den Zweigspitzen, ferner die Eierlinge des Ringelspinners, die wie kleine Perlenstränge zu 3-4 Reihen um die dünnen Ästchen gelegt sind, mit diesen zu entfernen und zu verbrennen. Zur Vernichtung der Pilschmeie besprühe man die Obst- und Beerensträucher mit einer 1,5prozentigen Kopsäure-Lösung. Man erzielt damit eine wunderbare Wirkung auf den Gesundheitszustand der Gehölze, besonders wenn diese Maßnahmen im Frühjahr nach dem Laubaussbruch wiederholt wird.

Da der Kalkanstrich hauptsächlich eine allzustarke Erwärmung der Stämme und damit eine zu frühe Sackbewegung verhindern soll, kommt seine Wirkung erst im Februar oder gar erst Anfangs März zur Geltung. Wo er daher schon im Spätherbst angebracht wurde, ist er im Laufe des Monats Januar, wenn auch nur auf der Südseite, zu erneuern. Bei älteren Bäumen, deren starke Rinde einen genügenden Schutz bietet, ist er deshalb überhaupt überflüssig.

Im Gemüsegarten gibt es wenig zu tun, solange der Boden gefroren ist. Die Beete sind mit Jauche ein- auch mehreremal zu düngen. Der Komposthaufen ist zur Beschleunigung der Verwesung umzusetzen und mit Jauche zu begießen. Bei starker Kälte müssen Salat- und Kohlpflanzen durch Bedecken mit Laub oder Fichtenzweigen geschützt werden. Durch Frost gehobene Pflanzen sind vorsichtig auszurücken.

Die aufbewahrten Gemüse, Knollen und vor allem das Obst sind öfters durchzusehen und angefaulte oder verschimmelte Teile zu entfernen.

Bei gelindem Wetter sind die Überwinterungsräume der Topf- und Kübelpflanzen fleißig zu lüften, jedoch ist kalte Zugluft zu vermeiden. Auch das Gießen ist nicht zu vergessen, das allerdings nur ein Vertrocknen des Wurzelballens verhindern soll.

Für die Bekämpfung der Feld- und Wühlmäuse ist im Winter die beste Gelegenheit. In ihrer Futternot nehmen die Tiere den angebotenen Köder viel leichter an als zu jeder anderen Zeit. Gegen die Wühlmäuse hat sich der Sozialluch bestens bewährt. Man öffnet die Laufgänge recht vorsichtig und schiebt nach jeder Seite einige Sozialbröden ein. Darauf werden die freigelegten Stellen wieder sorgfältig geschlossen, so daß keine Luft in den Gang eindringt. Nach 2-3 Tagen steht man nach, ob Sozialbröden verschwunden sind. Ist dies der Fall, dann legt man neue Bröden nach und fährt damit in Pausen fort, bis sie nicht mehr verschwinden. — Feldmäuse werden mit Zelloformern vergiftet, die mit einem Löffel in die Öffnungen ihrer Gänge geschoben werden. — Zur Vermeidung der Kohlbierne und der Vermehrungspilze desinfiziere man einige Zeit vor der Bestellung der Kistbeete die Erde mit Wuslun.

Im Ziergarten sind die Decken der Blumenrabatten in Ordnung zu halten. Schneefreier Rasen ist mit kurzem Mist oder nahrhafter Komposterde leicht zu bedecken. Der Regen laugt diese Decke aus und führt die gelösten Nährstoffe der Grasnarbe zu. Im Frühjahr wird der Rest der Decke abgereicht. Gleichzeitig überstreue man die Fläche mit Thomasmehl und Rainit (je 30 Gramm auf 1 Quadratmeter). Dadurch wird der Graswuchs im Sommer wesentlich gefördert und gleichzeitig das Vermoosen und Verunrauten des Rasens vermieden. Diese Dünger dürfen nur auf kurz geschnittenen Rasen gebracht werden.

Läst Steinobst nicht nach Phosphorsäure hungern

Jeder Obstzüchter hat schon die Beobachtung gemacht, daß seine Steinobstsorten plötzlich erkranken, ohne daß es möglich ist, die eigentümliche Ursache dieser merkwürdigen Krankheit feststellen zu können. Namentlich bei Pfirsichen vertrocknen nicht nur oft die Zweigspitzen, sondern auch viele Zweige, ja ganze Äste sterben bis zum Hauptstamm ab. Ganz besonders ist diese Erscheinung bei den Pfirsichspalteren zu beachten, wo sich die dadurch entstehenden Lücken nur schwer wieder ergänzen lassen. Meist führt man das Absterben des Holzes auf Frostwirkung zurück. Aber das dies nicht die Ursache sein kann, geht daraus hervor, daß solche Pfirsiche mit teilweise abgestorbenen Ästen gerade zu der Zeit der Steinbildung die Früchte oft massenhaft abstoßen. Beide Erscheinungen führt man deshalb auf den Phosphorsäuremangel im Boden zurück. Die Steinobstsorten bedürfen unter allen Obstarten die größten Mengen Phosphorsäure.

Gerade dieser Nährstoff spielt daher bei dem Steinobst eine ganz hervorragende Rolle; denn er ist nicht nur zur Reife des Holzes und zur Entwicklung der Blätter und Blüten unbedingt nötig, sondern ist auch in noch größerer Maße an dem Aufbau des Fruchtkerns und Fleisches beteiligt. Und zwar wird die Phosphorsäure in um so größerer Menge verbraucht, je umfangreicher der Kern ist, was bei den Aprikosen und Pfirsichen der Fall ist. Daher können die Steinobstsorten überall nur da einigermaßen befruchteten, wo der Boden einen genügenden Gehalt an Phosphorsäure aufzuweisen hat. Wo dieser fehlt, muß er daher im Frühjahr durch Superphosphat oder im Herbst durch Thomasmehl dem Boden zugeführt werden, auch selbst dann, wenn eine Stallmistdüngung erfolgt ist, da diese arm an Phosphor ist. Interessant ist zu wissen, daß die Frucht 9,6 Prozent Phosphorsäure, die Blätter 9 Prozent, das Holz 1,80 Prozent, insgesamt 20,4 Prozent enthalten, während ein hoher Gehalt gegenüber der Birne, die in diesen Bestandteilen nur 8,1 Prozent Phosphorsäure aufzuweisen hat. Diese Zahlen beweisen zur Genüge das hohe Phosphorbedürfnis der Pfirsiche, das annähernd das gleiche ist wie bei dem übrigen Steinobst.

Praktische Winke in kurzen Notizen.

Das Jauchen der Obstbäume und Beerensträucher kann während des ganzen Winters vorgenommen werden, nur muß der Boden offen sein, damit die Flüssigkeit eindringen kann.

Edelreifer können auch bei Frostwetter geschnitten werden. Verschiebt man das Schneiden bis zum Frühjahr, so läuft man nur zu leicht Gefahr, daß die Bäume schon im Safte stehen. Dann gehen meist die geschnittenen Edelreifer nicht an.

Bei der Pflanzung von Johannisbeerkäulern vergesse man die große weiße, holländische Johannisbeere nicht. Sie ist wegen des reichen Zuckergehalts ihrer Beeren sehr zu empfehlen.

Erbeerbeete müssen im Laufe des Winters öfters durchgesehen werden. Wo sich eine oder die andere Pflanze vom Frost gehoben ist, muß sie alsbald fest angedrückt werden, damit sie nicht eingeht.

Besonders von Frühkartoffeln muß das Saatgut in solchen Räumen eingelagert werden, die eine gründliche Lüftung zulassen, damit das Keimen möglichst vermieden wird. Zu dichte Lagerung begünstigt das Austreiben ebenfalls.

Samen, den Kohlstünke angefaßt haben, ist selbstverständlich zur Anzucht von erstklassigem Gemüse ungeeignet. Er läßt sich höchstens verwenden, wenn man solche Pflanzen zu Futterzwecken heranziehen will.

Dahlieknochen müssen in Sand oder Torf aufbewahrt werden, damit die Knochen am Grunde des Stengels nicht vertrocknen oder gar unter dem Frost leiden.

Die Ankräuter Vogelmiere, Kreuzkraut und Taubnessel müssen im Herbst beseitigt werden, sonst breiten sie sich schon zeitig im Frühjahr aus. Tiefes Vergraben ist nötig.

Schnittlauch hat kleine Zwiebeln, die dicht nebeneinander stehen und sich stark vermehren. Alle 2 bis 3 Jahre muß er geteilt, an eine andere Stelle verpflanzt und mit gutem Kompost gedüngt werden. In zu armem und sandigen Boden gedeiht er nicht.